



## Leseprobe

**Dawn Tripp**

**Das Liebespiel**

Roman. Deutsche Erstausgabe

Aus dem Amerikanischen von Andrea Fischer

320 Seiten. Gebunden

19,95 € [D]/20,60 € [A]/28,90 sFr.

ISBN 978-3-7160-2663-2

Erstverkaufstag: 23. April 2012

**ARCHE**  
www.arche-verlag.com

DAWN TRIPP  
DAS LIEBES  
SPIEL ROMAN

Aus dem Amerikanischen von Andrea Fischer

ARCHE

Für Karen Lustig  
und für meine Jungen

# Zunder

**LUCE**

*Oktober 1957*

– Erzähl, sagt sie.

Er schaut hinüber zur Wand, zur schmutzigen Fensterscheibe, zum zerrissenen Himmel.

Er kann ihren Atem riechen, er riecht das nasse Leder am Kragen seines Mantels, unter ihr auf dem Boden ausgebreitet, er spürt ihren Blick auf seinem Gesicht, erwartungsvoll.

– Wird langsam spät, meint er.

– Erzähl, sagt sie erneut.

Und er denkt an den Fisch, den er am Morgen im Bach an der Drift Road gesehen hat, an den langen, blassen Leib unter dem ausgewaschenen Ufer, der sich heimwand, träge wie der Schatten selbst.

Erkennen durchfuhr ihn wie ein Stich. Obwohl er die Köderschnur in der Hand hielt, ließ er sie nicht ins Wasser fallen. Etwas an der Bewegung dieses Fisches, an seiner wirbellosen Trägheit, erinnerte ihn an sie. Das könnte er ihr nun erzählen. Oder eine andere hohle Geschichte.

– Du hast wieder diesen Iltisblick, sagt sie mit spöttischer Stimme. Hast du dir einen neuen tätowierten Vogel ausgeguckt, den du dir greifen willst?

Er macht ein finsternes Gesicht und sie lacht.

– Für dich, Luce Weld, bin ich gut genug.

– Für dich, Ada, bin ich gut genug.

Ausgestreckt liegt sie neben ihm, einen Arm über den Kopf gelegt, durch ihre blasse Haut sieht er die geschwungenen Rippen, daneben die schwarze Lache ihres Haars. Nach einer Pause sagt sie:  
– Silas weiß Bescheid. Hat neulich nachts gesagt, wenn er uns jemals erwischen würde, würde er dir das Hirn wegpusten und mich an den Füßen aufhängen, vom Kopf bis zum Schritt aufschlitzen und ausnehmen wie ein Reh.

Sie sagt es mit ruhiger Stimme und ihr Blick schweift zu ihm hinüber. Sie lauert auf ein Zucken von ihm. Es erregt sie.

– Ich hab's dir angetan, was, alter Mann? Sie lacht.

Wieder schaut er zum Fenster hinüber. Die Sonne, tiefer nun, blendet ihn, aber der Himmel, dieses Blau, ist immer noch still und klar, als sei jede Farbe ausgewrungen.

Er lässt sich ihre Worte durch den Kopf gehen – ihr Mann, die Drohung, ihr Tonfall. Er könnte ihr sagen, dass dieser schäbige Raum, in dem sie sich treffen, ihre gelegentlichen Schäferstündchen, diese gestohlene Zeit, eine oder höchstens zwei Stunden, dass dies der Ort ist, wo er lebendig ist. Abgesehen vielleicht von den Fahrten, die er samstags nachmittags mit seiner Tochter Jane unternimmt, ist jede andere Minute, Stunde, jeder Tag der Woche nichts als verschwendete Zeit.

Er dreht sich eine Zigarette, zündet sie an. Ada streckt die Hand aus, er reicht sie ihr, Rauchwolken schweben durch den Raum, vereinigen sich. Sie schnippt die Asche auf den Boden.

Nicht mehr lange, dann wird sie gehen. Aufstehen, sich anziehen, mit der Hand durchs Haar fahren, verschwinden. Aber er wird bleiben. Wenn sie schon lange fort ist, wird sein Körper leer sein, alles wird fehlen, ihm bleibt nur der schwache Duft von ihr auf seiner Haut, dieser funkelnde Rest, und so wird er mit dem Rücken an der Wand in der Ecke sitzen, eine Zigarette nach der anderen rauchen, während der Himmel dunkel wird und die Nacht sich senkt. Er wird sie näher kommen fühlen, wie eine Kreatur wird die Nacht durchs Fenster steigen und über den Boden auf ihn zukriechen. Sie wird an seinen Stiefeln lecken und höher schwappen, über seine Füße, seine Knie, seine Hände, er wird die Augen schließen und sie glatt und kühl an seinem Schädel spüren. Seine Gedanken an Ada werden toben in dieser Nacht.

Jetzt mustert sie ihn, den Ellenbogen aufgestützt, den Kopf in die Hand gelegt, auf ihrem Körper ein Lichtfleck. Luce findet ihn ordinär, sudelig, so als sei ihr Körper ein Globus und das Licht sei aufgemalt. Er sieht die wenigen dunklen Stoppeln in ihrer Achselhöhle, die sich an seinen Mantel schmiegt, und ihre Augen ruhen immer noch auf ihm, dieser gewisse Blick, den er noch bei niemandem außer ihr gesehen hat.

Zuvor hatte er sich zu ihr vorgebeugt. Hatte einen Perlmutterknopf ihrer Bluse zwischen die Zähne genommen und ihn abgebissen. Ein billiger, dünner Stoff. Aber sie war wütend geworden und hatte den Knopf beiseitegeschnippt.

Jetzt streicht er ihr übers Gesicht, über den vortretenden Knochen neben ihrem Auge, fährt sacht mit dem Finger darüber.

– Erzähl, sagt sie erneut, jetzt mit ungeduldiger Stimme, ein schwacher Unterton, alles andere als freundlich.

Er lässt die Hand sinken. Sie ist mehr als wütend. Zu spät. Er wird es ihr niemals sagen.

– Ich will raus hier, sagt sie. Fahren wir durch die Gegend.

Sie drückt die Zigarette, die er ihr gegeben hat, auf dem Boden aus. Wenn er Tage später im Wald jagen und an diesen Augenblick zurückdenken wird, als ihre schönen langen Finger die Zigarette ausdrückten, wird er sich fragen, wie es gelaufen wäre, wenn er es ihr gesagt hätte. Er wird die Runde gehen, die er auf der Jagd immer dreht, am Fluss an der Drift-Road-Seite hoch. Die Bäume werden lichter. Er hört ein Geräusch, ein Knacken im Unterholz. Er hält inne, lauscht. Wieder dieses Geräusch ...

## Erster Teil

# ENTFLAMMT

# Ray

## MARNE

3. Juni 2004

Im Januar kam der Anruf von Alex, der mich von Kalifornien nach Hause zurückbrachte. Eine Woche später ging ich mit meiner Mutter bei Lees einkaufen. Nur einmal wusste sie nicht weiter, in der Gemüseabteilung, sie nahm alle Birnen in die Hand, ohne sich entscheiden zu können, welche sie kaufen wollte. »Die Auswahl heutzutage ist zu groß«, flüsterte sie mir mit einer gewissen Traurigkeit entschuldigend zu, so als bekäme sie ihren Aussetzer zwar mit, könnte aber nichts dagegen tun. Also entschied ich für sie. An der Kasse hatte ich dieses Gefühl, das man manchmal hat, wenn man beobachtet wird, ich drehte mich um und sah Ray drei Reihen weiter, konnte ihn im ersten Moment nicht zuordnen, dann aber doch ganz schnell. Sein Gesicht war schmal, viel schmäler, als ich erwartet hatte – in seinen Augen lag ein Blick, als wären sie ausgekratzt. Das Mädchen an der Kasse fragte, ob ich bar oder mit Karte zahlen wolle, und Ray sah mich unverwandt an, in seinem Blick lag nun ein anderer Ausdruck, der mir einen Schauer über den Rücken jagte, wie elektrisiert, und ich starrte zurück. Starrte einfach hinüber.

»Da ist Ray«, sagte meine Mutter. Ich kam wieder zu mir und winkte ihm zu, so wie ich es von vornherein hätte tun sollen, er lächelte und winkte zurück, und alles war natürlich, normal, so wie es sein sollte. Und als er bezahlt hatte, kam er zu uns und begrüßte

uns, fragte, seit wann ich aus Kalifornien zurück sei. Inzwischen waren unsere Einkäufe in Tüten verpackt und in den Wagen geladen, Ray begleitete uns nach draußen und die Wintersonne traf mich hart, als wir durch die automatische Tür gingen, unerträglich und grell, hielt alles fest in einem Zustand des Unerwarteten.

Ray lebe in Scheidung, erzählte mir mein Bruder Alex. In den nächsten Monaten würde ich ihm sicherlich öfter über den Weg laufen. Es könnte auch sein, dass er bei uns vorbeikäme, um Alex zu besuchen. Doch sobald Ray in der Nähe ist, kann ich keine zwei zusammenhängenden Worte herausbringen, dann durchfährt mich ein angespanntes Prickeln – das falsche Gefühl für eine Person, die tabu ist, das ist mir klar.

Doppelt daneben: Er ist der beste Freund meines Bruders und er ist Ada Varicks Sohn. Ada hat in unserer Familie schon genug Schaden angerichtet. Sie war der unwiderstehlich schöne Grund, weswegen mein Großvater Luce Weld 1957 getötet wurde – ermordet, wie man sich erzählt, weil er sie zu sehr liebte. Nicht dass Ada uns andere irgendwie weniger im Griff hätte – man sehe sich nur meine Mutter an, die immer noch jeden Freitag zum Seniorenzentrum marschiert, bis heute gefangen von ihrer Ada und dem Spiel.

Manchmal kann man nur schwer nachvollziehen – mir ist es nie so recht gelungen –, wie meine Mutter, die einzige Tochter von Luce Weld, sich überhaupt mit Ada Varick anfreunden konnte. Ada ist zwanzig Jahre älter als sie und ein völlig anderer Typ. Einmal fragte ich meine Mutter, wie es dazu gekommen sei, aus welchem Grund sie zu dem Grüppchen von vier oder fünf Damen eingeladen worden sei, die sich jeden Freitag zum Scrabble trafen.

»Irgendwann rief mich Vivi Butler aus heiterem Himmel an und lud mich ein«, antwortete sie schlicht.

»Und du bist hingegangen?«

»Warum denn nicht?«

Sie wirkte überrascht, fast argwöhnisch, dass ich überhaupt fragte.

Ich habe meinen Großvater Luce nicht gekannt. Ich würde ihn nicht erkennen, wenn ich auf der Straße in seinen Schatten treten würde. Aber ich kenne die Geschichte:

Luce Weld – ein verwegener Nichtsnutz –, erst Alkoholschmuggler, dann Hühnerdieb. Vertickte damals, in den Zwanzigern, Fusel, machte den großen Reibach, aber zog den Ärger magnetisch an, immer mit einem Fuß in der Scheiße. Saß wegen Totschlags und hatte das Glück, sich nach seiner Entlassung ein kluges, hübsches Mädchen zu angeln, meine Großmutter Emily. Die beiden hatten nur ein Kind, meine Mutter Jane. Aber Luce war kein Stubenhocker. Sein Blick fiel auf Ada Varick und blieb an ihr hängen. Ada muss damals, wie man sich erzählt, ein richtiger heißer Feger gewesen sein.

Im Herbst '57 verschwand Luce. Man fand sein Ruderboot an einem Pflock im Sumpf unweit des Bachs unterhalb der Kiesgrube an der Drift Road. Es wurde erzählt, er sei einmal zu oft beim Stehlen erwischt worden und hätte eins drübergekriegt. Sei aus der Stadt getrieben worden oder für immer über den flachen Rand der Welt hinaus. Möglich. Was auch immer passiert war – es war alles nur Gerede, bis die Regierung kam, sich Land nahm und mit dem Bau eines neuen Highways begann. Anfang der Sechziger holte man den Kies für die neue Brücke aus der Grube flussaufwärts auf der Drift-Road-Seite. Als eine Fuhre abgeladen wurde, rollte ein Schädel mit einem Einschussloch heraus, klein und fein. Jeder, der zwei und zwei zusammenzählen konnte, wettete, dass jener Schädel die letzte dürftige Spur war, die Luce Weld hinterließ.

\* \* \*

Es ist Anfang Juni und ich achte nicht darauf, wohin ich trete, als ich durch die Haustür gehe, oder besser: Ich schaue auf das Buch in meiner Hand und stolpere über den Fuß einer Leiter, ohne recht zu begreifen, was ich da anrichte, bis ich Metall auf Holz prallen und einen Schrei von oben höre. Das Buch fällt mir aus der Hand, die Leiter löst sich vom Haus. Ich blicke hoch und sehe einen Stiefel gerade noch rechtzeitig über den Rand des Dachs verschwinden. Auf einer Sprosse über mir steht ein Eimer Farbe, kippt langsam um ...

Scheiße.

Ein weißer Schwall schwappt sonderbar zusammenhängend an meinem Gesicht vorbei, bespritzt mein T-Shirt und landet auf dem Boden, mit einem scheppernden Echo, als auch die Leiter umfällt.

»Alles klar da unten?«, höre ich Rays Stimme vom Dach herunterrufen. Ich sehe hoch und sein Gesicht erscheint. »Oh, hallo, Marne« – er blickt von seinem hübschen, hehren Himmel herunter auf mich, die Idiotin. Mein Bruder kommt um die Hausecke und erfasst sofort die Situation.

»Wie hast du das denn wieder geschafft?«, brummt er. Klar, Alex – als stünde es ganz oben auf meiner Liste, Ray den Hals zu brechen. Alex hebt die Leiter auf, lehnt sie wieder gegen die Regenrinne über der Tür und Ray klettert herunter. »Tut mir total leid«, murmele ich und kann ihm nicht ins Gesicht sehen.

»Dein Buch wurde verschont«, sagt er leichthin. Das Buch liegt geöffnet auf der Treppe vor mir, die Seiten umgeknickt. Ray hebt es auf und reicht es mir. »Keine große Sache.« Seine Stimme hat diesen sanften Tonfall, den ich in letzter Zeit immer wahrnehme, wenn er mit mir spricht.

Auf dem Boden breitet sich ein beachtlicher Fleck weißer Farbe aus. Alex scharrt mit den Füßen Erde darauf, damit sie aufgesogen wird. Er ist genervt. »Hilf mir mal, Ray!«

»Komm, lass mich helfen«, sage ich.

»Du hast deinen Teil getan«, seufzt Alex. »Hau ab hier.«

Ich spüre, dass ich rot anlaufe, und husche ins Haus. Meine Mutter kommt gerade aus dem Keller. Zuerst scheint sie mich nicht zu sehen, sie hat diesen zerstreuten Blick, das erkenne ich an ihren Bewegungen, so als wäre ihr Körper hinter Glas. Ausnahmsweise bin ich dankbar dafür. Als ich auf die Treppe zusteure, bemerkt sie mich doch. Ihre Augen richten sich auf mich.

»Was ist passiert?«, fragt sie.

»Nichts.« Ich lege das Buch beiseite.

»Ist alles in Ordnung, Marne? Ich habe ein lautes Geräusch gehört. Was ist passiert?«

»Schon gut.«

»Dein T-Shirt ist voller Flecken.«

»Ist wirklich alles okay.«

»Nimm warmes Wasser. Komm, Schätzchen, zieh es aus. Ich mach das.«

»Nein danke, Mom. Wirklich, ich kann das selbst.«

Trotzdem folgt sie mir in die Küche und an der Spüle haben wir eine kleine Meinungsverschiedenheit wegen der Temperatur des Wassers, ob es bei Latexfarbflecken heiß oder kalt sein soll und was besser ist – Seife oder Essig. Dies ist ihr Fachgebiet, das weiß ich, hier sollte sie das Sagen haben, aber meine Selbstbeherrschung ist dahin, ich will nur noch in Ruhe gelassen werden. »Das ist so was von egal, Mom«, fahre ich sie an.

»Der Fleck zieht sonst ein.«

»Das ist doch keine Lebensmittelfarbe oder Blut.«

Sie nimmt Flaschen aus dem Drehschrank. »Der zieht richtig ein, wenn du ihn nicht rausmachst.«

»Das T-Shirt ist schon alt.«

»Es ist schön.«

»Lass es, Mom.«

»Versuch es doch zu retten.«

»Ich brauche es nicht zu retten.«

Sie hält inne, sieht mich an. »Das Wasser muss wärmer sein«, sagt sie, »so ist es zu kalt.«

Sie dreht am Hahn und ich widerstehe dem Drang, ihre Hand beiseitezustoßen und ihn wieder zurückzudrehen. In kürzester Zeit ist alles nass, das vollgesogene T-Shirt klebt mir auf der Haut, und sie sagt, ich solle es einfach ausziehen, sie werde den Fleck rausmachen, doch ich habe nicht vor, nur mit BH am Küchenfenster zu stehen. Meine Mutter lässt nicht locker, sie hat ihre Essigflasche herausgeholt, ohne Verschluss, sowie Salz, einen Küchenschlumpfen und ihre schreckliche, eiserne Geduld, die sie manchmal an den Tag legt, wenn sie weiß, dass sie recht hat und es nur eine Frage der Zeit ist, bis ich einlenke und es einsehe. Mir kommt der Gedanke, dass Alex vielleicht falschliegt. Das funktioniert hier nicht. Ich hätte in Kalifornien bleiben sollen.

Ich höre einen Pick-up vorbeifahren, jemand drückt heftig auf die Hupe, ich blicke kurz hoch und erkenne gerade noch den kirschroten F150 von Rays Bruder Huck. Der hält die Hand aus dem Fenster und grüßt mit seinem typischen lässigen Winken Ray und Alex, die immer noch vorm Haus Erde auf die von mir veranstaltete Sauerei schieben. Lachend winken sie zurück. Als der Pick-up sich entfernt, kann ich die zwei Aufkleber erkennen, mit denen Huck schon seit Jahren durch die Gegend fährt. Auf einem steht: »FÜR EINE KLEINSTADT LEBEN HIER GANZ SCHÖN VIELE ARSCHLÖCHER«, auf dem anderen: »STOLZ, EIN AMERIKANER ZU SEIN«. Wenn es einen Menschen auf der Welt gibt, den ich auf den Tod nicht ausstehen kann, dann ist es Huck.

Beschränkter Proll. An der Grenze zum Schwachsinn. Als er schon über dreißig war, hatte er es auf meine beste Freundin Elise abgesehen, die mit mir zur Highschool ging. Er wühlte sich durch ihr Kinderbett und ließ sie dann für irgendeine Schlampe sitzen. Mit knapp sechzig kann Huck nicht verstehen, warum das Leben

ihm kein Gold auf den Kopf geschissen hat. Immer noch hat er diesen etwas breitbeinigen jugendlichen Gang drauf, so als käme er geradewegs aus einem Lied von Bruce Springsteen, das Amok läuft.

Rays älterer Bruder, rufe ich mir gequält in Erinnerung. Drei Mal daneben. Der Nächste bitte.

Ich ziehe das T-Shirt aus, werfe es meiner Mutter zu und gehe nach oben, um mir die Farbe von Gesicht und Händen zu waschen.

Als ich wieder nach unten gehe, ist es Mittag. Alex und Ray sitzen am Küchentisch und trinken Limonade. Meine Mutter hat ihnen Sandwiches gemacht, diagonal durchgeschnitten, so als hätte sie vergessen, dass ihr Sohn nicht mehr zehnt ist. Ray lächelt mir flüchtig zu. Ich schenke mir eine Tasse Kaffee ein. Alex überfliegt die Zeitung, die Todesanzeigen. Mehr liest er nicht – in dieser Hinsicht ist er wie unser Vater. Was gibt es sonst schon an Nachrichten?

Als ich mich mit meinem Kaffee setze, sagt meine Mutter: »Kann ich dir was machen, Marne?« Die Routinefrage.

Ich schüttele den Kopf. »Schon gut.«

»Einen Toast?«

»Mom, kannst du nicht einfach ...« Mein Bruder presst die Lippen aufeinander. »Na gut«, sage ich. »Gerne.«

Kurze Pause. Ray steht auf, geht in den Flur. Ich höre, wie sich die Badezimmertür schließt.

Ich greife zu meiner Lektüre, einem alten Buch meiner Mutter, irgendwann einmal ausgeliehen aus der Bibliothek, das ich am Vorabend auf dem Weg ins Bett in dem Regal oben an der Treppe gefunden habe. In Plastik eingepackt, die Signatur 1174C schief auf einen weißen Aufkleber unten auf dem Rücken gedruckt. Unter dem durchsichtigen Plastik die schwarzen Buchdeckel, der eckige Einband, die Buchstaben des Titels in stilisierten Goldlettern. Es war der Titel, der mich anzog: *Geheimnis des Lichtes*. Dann schlug ich

es auf und sah, dass es übersät war mit Notizen am Rand, verfasst von meiner Mutter – das erkannte ich an der Handschrift, auch wenn sie freundlich war. Ich wunderte mich, als ich das entdeckte. Es sah ihr so gar nicht ähnlich, ein überfälliges Buch nicht zurückzugeben, und dieses war schon lange überfällig, das letzte Datum auf der Lasche hinten: 1957. Da muss sie ungefähr zwölf gewesen sein. Das Jahr, als ihr Vater Luce verschwand.

Ich werfe ihr einen kurzen Blick zu. Sie hat zwei Scheiben Brot geholt und in den Toaster gesteckt. Den Knopf hat sie zur Hälfte heruntergedreht. Der Toast wird zu hell herauspringen. Sie kommt mit einer Tüte Kartoffelchips an den Tisch und schüttet eine weitere Portion auf den Teller meines Bruders. Alex ist und war schon immer ein absolutes Muttersöhnchen. Zweiundvierzig Jahre alt und lässt sich von ihr noch immer die Kerne aus den Mandarinen klaben.

»Dein T-Shirt hängt draußen an der Leine, Marne«, sagt meine Mutter.

»Super. Danke.«

»Mit Salz hat es geklappt.«

»Glaub ich gern.«

Mein Bruder schaut kurz zu mir auf. »Sei einfach ein bisschen nett«, sagt er leise. Ray kommt zurück ins Zimmer. Seine Augen huschen von Alex zu mir. Der Toast springt hoch. Viel zu hell, verdammt. Meine Mutter schmiert Butter drauf und legt den Toast auf den Melkschemel neben mir. Das Buch scheint sie nicht zu bemerken. Sie setzt sich in ihre Ecke.

»Noch keine Anzeige für Pard«, sagt Alex und reicht die Zeitung über den Tisch zu Ray.

»Samstag ist Totenwache«, entgegnet Ray, »man hätte meinen können, dass die Anzeige heute drin ist.«

»War vielleicht nicht genug Platz für alles.«

Ray lacht.

»Jetzt mal ehrlich«, fährt Alex fort. »Ich hab mich gewundert, dass Huck seinen Pick-up heute nicht mit schwarzem Trauerflor geschmückt hatte. Wie kommt er damit klar?«

Ray isst einen Kartoffelchip. »Ach, na ja. Er ist fertig. Tut zwar so, als wäre nichts, aber die beiden standen sich nahe.«

»Wie Pech und Schwefel«, meint Alex.

Ray lacht wieder. Er hat ein schönes Lachen. Sein Gesicht ist sonnengegerbt, von der Arbeit. Er sitzt am Tische neben der Tür, die Beine ausgestreckt, Farbe auf der Jeans. Er hat eine Bergungsfirma. Er birgt Boote. Taucht bei den Wracks auch nach anderen Sachen und nimmt Gelegenheitsjobs an; diese Woche hat er hier mit Alex gearbeitet und das Haus meiner Eltern gestrichen. Ray ist der jüngste Sohn der Varicks. Ada und Silas hatten insgesamt fünf: Junie, Scott, Huck, Green und Ray. Ray war bei Weitem der Jüngste, eine Art verspäteter Einfall, so kam es mir immer vor, ein letzter Versuch, bevor sich seine Eltern trennten. Ray ähnelt seinem älteren Bruder Junie, inzwischen tot, und er ist so groß wie Scott, der aus Da Nang zurückkehrte und im Fischhaus am Coal Pocket Pier Fische ausnahm. Von den fünf Varick-Brüdern ist Green der einzige, den ich nicht kennengelernt habe, nur Fotos von ihm habe ich gesehen. Sie haben alle Ähnlichkeit miteinander. Mit Ausnahme des aufsässigen Huck, der ganz helle Augen hat, fast so blass wie Frost, sind alle anderen dunkel. So wie Ada.

Ray merkt, dass ich ihn ansehe, und lächelt mir wieder zu. Er stellt sein leeres Limonadenglas auf den Tisch.

»Hast du gestern Abend im Restaurant gearbeitet?«, fragt er mich.

Ich nicke.

»Wie läuft es?«

»Arbeit halt.«

»Viel zu tun?«

»So lala.«

»Ich muss mal vorbeikommen.«

»Bist du bescheuert?«, sagt Alex.

»Warum nicht? Das Essen ist doch gut.«

»Klar ist das gut, bloß musst du eine zweite Hypothek aufnehmen, um da essen zu können.«

Mein Bruder würde keinen Fuß in den Laden setzen, in das Restaurant, wo ich arbeite. Er sagt, es wäre für die Sommerurlauber. Aber er sagt es nicht verbittert. Für ihn ist es gesunder Menschenverstand, klipp und klar. Er ist hier zu Hause, in diesem Ort, wo wir aufwuchsen, wo sich nicht viel verändert, außer dass jedes Jahr ein paar mehr unsichtbare Menschen herziehen. Ihm sind diese Leute durchaus recht: Er streicht das Holz an ihren Cottages, tapeziert ihre Badezimmer.

»Find ich unfassbar, dass noch nichts für Pard drinsteht«, sagt Alex jetzt.

»Na, mach dich nicht verrückt«, erwidert Ray lächelnd. »Kommt schon noch.«

Der Tote, um den es geht, ist Pard Islington, ein Herz und eine Seele mit Huck Varick. Seine Sanduhr lief am letzten Dienstag ab, als er gerade mit seinen Kumpeln ein Spiel der Red Sox sah. Pard wusste, was mit ihm geschah. Seit dem dritten Inning hatte er Schmerzen in der Brust gehabt, warf aber nur weiter seine Nitroglycerintabletten ein. Es war eine gute Partie, ein knapper Spielstand, er wollte nichts verpassen.

Gestern wurde ein verlängertes Mittagessen zu Ehren von Pard veranstaltet; mein Bruder und Ray gaben Geschichten zum Besten, als wäre er noch unter den Lebenden. So wie ich gehört habe, waren Huck und Pard zu ihrer besten Zeit ein legendäres Gespann – klauten Kisten mit Muscheln von den Anlegestegen, warfen Chinaböller, rasten mit ihren Autos über die Route 88. Dann jenes legendäre Halloween: Im Alhambras geriet Huck we-

gen eines Mädchens in eine Schlägerei, als der Laden aus allen Nähten platzte, auf Hochtouren lief – er und Pard wurden rausgeworfen, fuhren im Pick-up durch die Stadt, stinksauer, und stahlen die Kürbisse von den Veranden. Sie warfen so viele auf die Head Bridge, dass die Stadt einen Schaufellader holen musste, um die Straße zu räumen. Zu dieser illustren Bande gehörten noch zwei weitere Jungs: Einer starb an der Überdosis eines alkoholischen Eigengebräus, das Hustensaft enthielt, der andere wurde nach Vietnam geschickt und dort erledigt.

Pard war ein komischer Kauz gewesen, er hatte einen dunklen Zug in sich, der mich immer schaudern ließ. Ich war klug genug, mich von ihm fernzuhalten, schon als Kind. Manchmal merkte ich, dass er mich schief ansah, als läge irgendein Makel auf mir: Luce Welds Enkelin. Dieser ganze Mist.

Quer durch den Raum sieht meine Mutter zu mir herüber, ihr Blick ist ruhig und stet, als könnte sie hören, was ich denke.

Mein Bruder und Ray reden jetzt über jene Autorennen damals, die Pard auf dem Parkplatz des öffentlichen Strands veranstaltete, ein Uhr sonntagmittags in der Nebensaison. Über den selbst gebastelten Tannenbaum, den Huck und er mit drei Lichtern aufstellten: rot, gelb, grün. Wie sie um Geld gegeneinander antraten, am kurvigen Abschnitt der Reservation Road, es sei ein Wunder, dass niemand starb.

»Na, es gab da doch diesen einen Typen«, sagt Ray. »Nachdem sie dem eins übergezogen hatten, hat keiner ...« Alex wirft ihm einen kurzen Blick zu, der ihn zum Schweigen bringt, dann sieht er kurz zu unserer Mutter in der Ecke beim Fenster hinüber, die ihr Gesicht gerade zur Fliegengittertür wendet, als hätte sie dort etwas gesehen.

Alex steht auf, stellt sein Geschirr in die Spüle, holt den Teller mit Plätzchen aus dem Schrank, nimmt drei und setzt sich wieder.

Die düstereren Episoden erzählen sie nicht. Sie reden nicht von den Unfällen, zumindest nicht hier, in der Küche meiner Mutter. Wie aus Achtung vor ihr werden die Details bereinigt. In der Hinsicht ist Alex wie unser Vater; er schont sie, da ist er kompromisslos. Geduldig, rücksichtsvoll, wie ich es nie sein könnte.

Ich habe schon immer darüber gestaunt, wie locker Ray von irgendeinem Armleuchter erzählen kann, der von einem frisierten Wagen so heftig angefahren wurde, dass seine Schuhe auf der Straße stehen blieben, während sich sein Hirn in den Dünen verteilte – Ray kann so eine Geschichte wie einen Witz erzählen, obwohl sein Bruder Green sich mit dreizehn Jahren keine Meile von hier entfernt mit einem Auto um einen Baum wickelte und den Abgang machte. Man sollte meinen, es würden sich irgendwo bei Ray Spuren davon finden.

Ich beiße ein kleines Stück vom Toast ab und schiele wieder zu meiner Mutter in ihrer Ecke hinüber, am Rande des Geschehens – halb hört sie zu, halb ist sie in dieser anderen Welt versunken, in die sie sich immer zurückzieht.

»So ist das, wenn man in Kalifornien war«, höre ich meinen Bruder sagen und merke zu spät, dass ich den Faden verloren habe. »Mensch, du musst dir nur Marne angucken«, fährt er fort. »Wie lange ist sie schon hier? Jetzt fast sechs Monate, aber schmolzt immer noch rum und schläft auf Moms Klappcouch.«

Das ist typisch für Alex. Wenn er meint, dass ich sie zu grob behandelt habe, wartet er auf einen günstigen Zeitpunkt und wischt mir unerwartet eins aus.

»Ich mag die Couch«, sage ich.

»Da hast du das Gefühl, dass es nur vorübergehend ist, nicht?«

»Wie kommst du darauf, dass es anders wäre?«

Mein Bruder schüttelt den Kopf. »Wem machst du da was vor, Marne? Wenn du nicht endlich zu Potte kommst, bist du in fünfzig

Jahren über achtzig, dann steht die Couch auf der Müllkippe und du schläfst immer noch drauf.«

Als er das sagt, zerbricht etwas in mir. Ich öffne den Mund, ohne genau zu wissen, was herauskommen wird, doch in dem Moment räuspert sich Ray und sagt, er glaube nicht, dass die Deponie noch Couchs annähme.

Er sagt das einfach so, auf diese ruhige, sanfte Art, die ihm eigen ist. Ich spüre, wie ein Lächeln über mein Gesicht huscht. Ich werfe Alex einen kurzen Blick zu. Er wirkt irgendwie bestürzt. Keine Ahnung, wo er die ganze Woche seine Augen gehabt hat.

Ich nehme die Zeitung vom Vortag aus dem Korb neben mir, drehe sie um, lese nicht.

Alex' Handy klingelt. Als er es endlich herausgeholt und aufgeklappt hat, ist das Klingeln verstummt, der Anruf verpasst. Kein Empfang, Signalsuche, Signalsuche. Alex hantiert am Telefon herum, drückt auf verschiedene Tasten. Kein Glück. Er flucht.

»Ich fahr mal eben hoch nach Head, Ray«, sagt er. »Rufe das Frauchen zurück, hole Zigaretten. Kommst du mit?«

»Ich warte hier. Aber bring mir ein Gatorade mit, ja?«

Alex runzelt die Stirn. Ein schneller Blick zu mir. »Klar«, sagt er und verschwindet.

Meine Mutter geht nach unten, um die Wäsche in den Trockner zu stecken. Ich gehe mit Ray nach draußen, wir setzen uns auf die Verandatreppe.

Er hat Farbe an den Händen, sehe ich, einige Stellen hat die Seife vergessen. Auf seiner Haut reihen sich weiße Flecken wie Sterne aneinander. Er merkt, dass ich sie betrachte, und wirft mir sein kurzes Halblächeln zu, das ich manchmal verstehe und dann wieder nicht.

»Du bist nicht sofort nach Kalifornien gegangen, oder?«, sagt er. »Nach der Highschool?«

»Zuerst war ich in New York.«  
»Stimmt, ich erinnere mich.«  
»NYU.«

Es war nicht von Dauer. Nicht mal mit Stipendium. Im zweiten Studienjahr brach ich mitten im Semester ab, legte eine vorübergehende Pause ein, die, wie sich später herausstellte, den Rest meines Lebens dauern sollte. Ungefähr einen Monat lang lebte ich von Kaffee, Zigaretten und der Tageszeitung *Christian Science Monitor*: Ich behielt meine Atelierwohnung in Hell's Kitchen, las eine Kurzgeschichtensammlung von Camus, eine Biografie von Jean Cocteau. Ich entdeckte für mich den Luxus von Kate's Paperie und lernte, Origami-Tiere, -Kästchen und -Sterne zu falten. Ich ließ mir die Nägel lang wachsen und perfektionierte meine Kunst. Mein Apartment war mit bunten Papiertierchen geschmückt. Ich bin von Natur aus nachtaktiv. Es gefiel mir, auf den Beinen zu sein, ein Körper in Bewegung. Ich suchte mir einen Kellnerjob.

»Also erst New York, dann Kalifornien?«, fragt Ray.

»Über New Mexico. Von New Mexico nach L. A. Ich dachte, ich würde L. A. mögen.«

Er nickt und ich merke, dass er die Jahre seit meiner Kindheit, als ich die nervige kleine Schwester seines besten Freundes war, im Kopf kartografiert – er fährt mein Leben nach wie diese geschwungenen Linien in Prospekten von Fluggesellschaften, mit denen die beliebten und weniger gefragten Reiserouten in verschiedenen Farben dargestellt werden.

Die Luft ist trocken heute, ein Anflug von Frühlingslicht. Ray streckt ein Bein aus, sein Knie knackt, und das Schweigen zwischen uns wirkt zerbrechlich, es ist dieses Gefühl, das ich in seiner Nähe immer habe – als würde alles in mir an einem seidenen Faden hängen.

Er sieht auf die Uhr. »Wo bleibt dein großer Bruder, das lange Elend? Wir müssen wieder an die Arbeit.«

»Wahrscheinlich gab es seine Zigarettenmarke nicht.«

»Entweder das oder er hat sich irgendwo hingestellt und qualmt die ganze Packung leer.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich sag ihm immer wieder: Wenn er nicht damit aufhört, lese ich bald die neusten Nachrichten über ihn in der Zeitung.«

Ray lacht. »Da müssen wir noch an ihm arbeiten.«

»Machen wir.« Dieses *wir* schlüpft mir aus dem Mund, noch ehe ich es höre, es rutscht mir einfach heraus. Ray blickt nach unten, Ellbogen auf den Knien, aber seinem Gesicht sehe ich an, dass er es gehört hat. Das kleine Nichts.

Wer hat geschrieben, die Seele sei nicht mehr als ein gelegentlicher Ausbruch des Geistes? Eine Sehnsucht, nicht unähnlich einem Sonnenstrahl, der durch Staubflocken dringt und ihnen den Anschein verleiht, mehr zu sein, als sie wirklich sind.

»Was übers Wetter gehört?«, frage ich.

»Angeblich soll's nächste Woche regnen.«

»Aber bis dahin seid ihr fertig mit dem Streichen, oder?«

»Wir müssten morgen damit durch sein.«

Ich nicke. Ich erwäge, Ray zu fragen, ob er weiß, dass der nächste Tag, ein Freitag, der Tag ist, an dem meine Mutter sich immer noch mit seiner Mutter an den Picknicktisch in den Schatten eines Baumes vor dem Seniorenzentrum setzt, um Scrabble zu spielen, ein Spiel, das sie so liebt.

»Und, arbeitest du dieses Wochenende?«, fragt er.

»Morgen, Samstag, Sonntag.«

»Das ist das ganze Wochenende.«

»Jedes Wochenende.«

»Und dann?«

»Dann muss ich mich wieder ein paar Tage zu Hause sehen lassen.«

»Machst du immer noch diese kleinen Papiersachen für Polly?«

Ich nicke. Polly ist die Floristin oben in Head. Jetzt ist ihr Geschäft halb Blumenladen, halb Souvenirshop. Polly verkauft Leuchtturmmagneten, Schmuck aus Strandglas, selbst gemachte Grußkarten und meine kleine Origamikunst.

Ich arbeite gerade an einem Mobile aus Watvögeln für sie, erzähle ich Ray, doch eigentlich seien die kleinen Bilderrahmen der heimliche Verkaufsschlager gewesen. Polly war sich nicht sicher, wie sie angenommen würden, doch jetzt, da die Sommergäste langsam eintrudeln, werden ihr diese Papierrahmen an den Wochenenden nur so aus den Händen gerissen. Die Leute schieben zurechtgeschnittene Fotos ihrer Haustiere hinein, ihrer Kinder mit eiscremeverschmierten Lippen und salzstarem Haar. Ich habe mich nie als jemanden gesehen, der Nippes für Touristen fertigt, aber man kann wohl sagen, dass es bisher ganz gut läuft.

Als ich letztens ein paar Sachen ablieferte, sagte Polly ganz begeistert: »Für Weihnachten hätte ich gerne zweihundert Vögel von dir, graue und weiße Möwen, die wir an einen riesigen Tannenbaum in der Mitte des Geschäfts hängen, so wie der, der im Naturgeschichtlichen Museum steht.«

Ich nickte nur, ja klar, Polly, und dachte bei mir: Ganz bestimmt bin ich dieses Jahr Weihnachten nicht mehr hier.

Das erwähne ich natürlich nicht gegenüber Ray.

»Verdienst du denn Geld damit?«, will er jetzt wissen.

»In San Francisco war es mehr. Hatte da einen ziemlich guten Deal – mit einem Bäcker.« Je nach Kundenwunsch verzierte ich Torten mit meinen roten Papierpapageien, silbernen Häschen, japanischen Kranichen, die in der Buttercreme steckten. Es war

ein total schicker Laden – eine *Boulangerie*. Siebzig Mäuse für eine Torte von fünfundzwanzig Zentimeter Durchmesser. Ich wurde gut bezahlt, bekam Schachteln mit in Schokolade getauchten *biscotti* geschenkt. Nahm vier Kilo zu.

»Hab gehört, Polly soll total geizig sein«, bemerkt Ray. Ich wundere mich über seine heftige Reaktion, dann fällt mir ein, dass Polly eine Freundin seiner zukünftigen Exfrau ist. Hat ihren eigenen Mann bei der Scheidung kräftig übers Ohr gehauen.

»Man kann ganz gut für sie arbeiten«, sage ich vorsichtig. »Ich kann Papier falten, verdiene Geld damit, zusätzlich zu dem im Restaurant. Du weißt ja, wie das läuft. Alles zusammen ist es ganz in Ordnung.«

»Anna ist montags und mittwochs bei mir«, sagt er. Anna ist seine Tochter, neun Jahre, genauso alt und in derselben Klasse wie meine Nichte. »Dienstag habe ich ein Spiel. Was hast du heute in einer Woche vor?«

»Willst du mich einladen?«

Er schüttelt den Kopf und lacht. »Hab nur gefragt, was du nächsten Donnerstag vorhast.«

»Nächsten Donnerstag werde ich höchstwahrscheinlich genau hier sitzen, an dieser Stelle.«

»Okay«, sagt er. »Dann komme ich um sechs Uhr am Donnerstag vorbei ...?«

In unserer Kindheit hatte mein Bruder einige wenige Regeln für mich: Mach, was du willst und mit wem du willst, aber lass dich nicht schwängern, lass dich nicht erwischen und vögel niemals mit einem meiner Freunde.

Als ich daran denke, kommt wie auf ein Stichwort Alex vorgefahren und schießt ein bisschen zu schnell an uns vorbei. Ich will aufstehen, überlege es mir aber anders. Ich bleibe einfach sitzen. Auf der Treppe. Da, wo ich bin. Rays Blick folgt Alex' Pick-

up, der hinter seinem stehen bleibt. Alex wirft seine Schlüssel aufs Armaturenbrett und schlägt die Tür zu. Ich erkenne die rechteckige Ausbuchtung der Zigarettenschachtel in seiner Hemdtasche. Er kommt zu uns.

»Hab oben in Head deinen Bruder getroffen«, ruft er Ray zu. »Mann, hat der mich zugequatscht wegen seinem alten Ruderboot. Nach 'ner halben Stunde stand ich immer noch am selben Fleck und er laberte mich zu.«

Ray lacht. »Huckie kann einfach nicht die Schnauze halten mit dem dämlichen Boot. He, wo ist mein Gatorade?«

Alex bleibt stehen. »Warte.« Er macht auf dem Absatz kehrt und geht zum Pick-up zurück.

»Und?«, fragt Ray leise.

»Donnerstag ist mir recht«, sage ich.

Ich spüre ihn lächeln.

Und da haben wir es: Ada Varicks jüngster Sohn sitzt auf der Veranda von Luce Welds einziger Tochter und macht dessen Enkelin schöne Augen. Die, wie das Schicksal es will, ich bin.

Deutsche Erstausgabe

1. Auflage 2012

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg, 2012

Alle Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel

*Game of Secrets* bei Random House, New York

Copyright © 2011 by Dawn Tripp

Aus dem Amerikanischen von Andrea Fischer

Lektorat: Claudia Jürgens, Berlin

Umschlag: Kathrin Steigerwald, Hamburg

Umschlagmotiv: © Quint Buchholz, *Fenster und Fluss*, 2009

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2012

ISBN 978-3-7160-2663-2

[www.arche-verlag.com](http://www.arche-verlag.com)